

LESEN LERNEN

Die moderne Gesellschaft produziert sehr unterschiedliche Textsorten, die sehr unterschiedliche Arten von Lektüre erfordern. In gewissem Sinne verdirbt die auf eine Textsorte spezialisierte Gewohnheit den Leser für die Lektüre andersartiger Texte; und da es sich um weitgehend unbewußt ablaufende, habituell gewordene Routinen handelt, sind solche Spezialisierungen schwer zu korrigieren.

Es empfiehlt sich, zwischen poetischen Texten, narrativen Texten und wissenschaftlichen Texten zu unterscheiden. Im folgenden soll es vor allem um wissenschaftliche Texte gehen; aber deren Eigenart erhellt am besten, wenn man zunächst klärt, daß und weshalb sie nicht wie Gedichte oder Romane zu lesen sind.

Die Durchsetzung einer eigenen Typik fiktionaler Texte ist einem langwierigen historischen Gewöhnungsprozeß zu verdanken, der vom 17. Jahrhundert bis weit ins 18. Jahr-

hundert gedauert hat und bedingt war durch die Schwierigkeit, zwischen realer Realität und fiktionaler Realität zu unterscheiden. (Romane stellen sich zunächst oft als gefundene Briefe, gefundene Notizen vor, um den Leser von der Echtheit ihrer Berichte zu überzeugen.) Im Falle von narrativen Texten ergibt sich der Textzusammenhang aus der Spannung, also aus dem Unbekanntsein der Zukunft, die der Leser vor sich herschiebt; aber auch rückwärtsgerichtet daraus, daß die Auflösung der Spannung, wie Jean Paul notiert hat, auf die bereits gelesenen Teile des Textes zurückgreifen muß. Der Leser wird sozusagen mit der Paradoxie konfrontiert, schon zu wissen, was er noch nicht weiß. Die Erzählung entwickelt sich nicht nur in der Zeit ihrer Handlungen, sie ist als Text auch mit Hilfe von Zeit, nämlich mit Hilfe der Unterscheidung von »schon gelesen«/»noch nicht gelesen« strukturiert.

Ganz andere Anforderungen stellt die Lektüre von Gedichten. Sie bieten keineswegs Erzählungen in Versform und können auch nicht linear Zeile für Zeile von Anfang bis Ende gelesen werden. Hier kommt es auf klangliche Elemente, Ungewöhnlichkeit der Wortwahl (gerade auch bei normalen Worten), Erkennen von Gegenbedeutungen und Kontrasten und vor allem auf Rhythmik als Garant für eine untersinnig mitlaufende Einheit an. Die Lektüre erfordert ein aufmerksames Kurzzeitgedächtnis und vielschichtige Rekursionen, die sich nicht darauf verlassen können, daß das, was gemeint ist, auch gesagt wird.

Wiederum andere Anforderungen stellt das Lesen wissenschaftlicher Texte. Ich denke hier an sprachlich formulierte Texte, also nicht an Texte, die in der Geheimschrift der mathematischen oder logischen Kalküle abgefaßt sind. Auch Wissenschaftler müssen, wenn sie publizieren wollen, Sätze bilden. In der dafür notwendigen Wortwahl herrscht jedoch ein für die meisten Leser unvorstellbares Maß an Zufall. Auch die Wissenschaftler selbst machen sich dies selten klar. Der weitaus größte Teil der Texte könnte auch anders formuliert sein und würde auch anders formuliert sein, wenn er am nächsten Tag geschrieben worden wäre. Die Füllmasse der Worte, die zur Satzbildung erforderlich sind, entzieht sich jeder begrifflichen Regulierung. Zum Beispiel »entzieht sich« im vorangehenden Satz. Das läßt sich nicht vermeiden, selbst dann nicht, wenn man auf die Unterscheidbarkeit und Wiedererkennbarkeit von Worten, die mit begrifflicher Bedeutung aufgeladen sind, äußerste Sorgfalt verwendet. Sie machen nur einen geringen Teil der Textmasse aus. Wie aber soll ein Leser diese Worte, auf die es ankommt, finden?

Dieses Problem stellt sich besonders drastisch in zwei Fällen: bei Übersetzern und bei Anfängern. Jedenfalls habe ich an diesen beiden Lesergruppen gemerkt, wie zufallsbestimmt ich selbst schreibe – trotz erheblicher Sorgfalt im Durchhalten und Verfeinern theoretischer Zusammenhänge.

Übersetzer, die mit dem theoretischen Kontext des jeweiligen Textes nicht hinreichend vertraut sind, verwenden oft gleiche Mühe auf die Übersetzung aller Worte, die sie im Text vorfinden. Das heißt nicht, daß sie sich an die Reihenfolge der Worte halten, was zumeist gar nicht möglich ist, und in diesem Sinne »Wort für Wort« übersetzen. Aber sie halten sich nicht für befugt, mit der Füllmasse der Sätze zu spielen. Sie wählen aus lexikalisch gegebenen Äquivalenten diejenige Variante aus, die dem vermutlich gemeinten Sinn am nächsten zu kommen scheint, und ich wüßte nicht, wie man es anders machen sollte, ohne in der anderen Sprache völlig neue Texte zu schreiben. Wissenschaftlich interessierten Lesern kann man daher nur raten, so viele Sprachen wie möglich so weit zu lernen, daß sie sie wenigstens passiv beherrschen, also lesen und verstehen können.

Anfänger, vor allem Studienanfänger, finden sich zunächst mit einer satzförmig geordneten Menge von Worten konfrontiert, die sie Satz für Satz lesen und dem Satzsinn nach verstehen können. Aber auf was kommt es an? Was soll man »lernen«? Was ist wichtig, was ist nur Beiwerk? Nach einigen Seiten Lektüre kann man kaum mehr erinnern, was man gelesen hat. Welche Empfehlungen könnte man hier geben?

Eine Möglichkeit ist, sich die Namen zu merken – Marx, Freud, Giddens, Bourdieu usw. Offenbar ordnet sich das meiste Wissen unter Namen, eventuell auch unter Theo-

rienamen wie Sozialphänomenologie, Rezeptionstheorie in den Literaturwissenschaften usw. Auch Anfängerkurse findet man so angelegt oder Einführungstexte. Was man dabei jedoch nicht oder kaum lernt, sind Begriffszusammenhänge und vor allem Probleme, auf die die Texte eine Antwort zu geben versuchen. Noch Examenskandidaten kommen am Ende ihres Studiums und möchten über Max Weber oder, wenn das zu viel ist, über Humberto Maturana geprüft werden, und sind darauf vorbereitet, zu berichten, was sie von diesen Autoren wissen.

Eine andere Möglichkeit ist, zu bestimmten Themenbereichen – Mängelhaftung im Zivilrecht, Sozialisations- theorie, Risikoforschung etc. – sehr viel parallel zu lesen. Dann entwickelt man allmählich ein Gefühl für schon Bekanntes und kennt sich im »Stand der Forschung« aus. Neues fällt dann auf. Aber man lernt etwas, was zumeist sehr rasch überholt und dann wieder zu verlernen ist. Das zeigt im übrigen den Vorteil des Lernens alter Sprachen. Die braucht man nie zu verlernen, sondern nur zu vergessen.

Das Problem des Lesens wissenschaftlicher Texte scheint darin zu liegen, daß man hier nicht ein Kurzzeitgedächtnis, sondern ein Langzeitgedächtnis braucht, um Bezugspunkte für die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen und des Neuen vom bloß Wiederholten zu gewinnen. Aber man kann ja nicht alles erinnern. Das wäre Auswendiglernen. Man muß, anders gesagt, hoch-

selektiv lesen und weitläufig vernetzte Referenzen herausziehen können. Man muß Rekursionen nachvollziehen können. Aber wie lernt man das, wenn keine Anleitungen gegeben werden können; oder allenfalls über Auffälligkeiten (wie im vorigen Satz zum Beispiel »Rekursionen«, aber nicht »muß«)?

Die vielleicht beste Methode dürfte wohl darin bestehen, sich Notizen zu machen – nicht Exzerpte, sondern verdichtete Reformulierungen des Gelesenen. Die Wiederbeschreibung des bereits Beschriebenen führt fast automatisch zum Trainieren einer Aufmerksamkeit für »frames«, für Schemata des Beobachtens oder auch für Bedingungen, die dazu führen, daß der Text bestimmte Beschreibungen und nicht andere anbietet. Dabei ist es sinnvoll, sich immer mitzuüberlegen: Was ist nicht gemeint, was ist ausgeschlossen, wenn etwas Bestimmtes behauptet wird? Wenn von »Menschenrechten« die Rede ist: Von was unterscheidet der Autor seine Aussagen? Von Unmenschenrechten? Von Menschenpflichten? Oder kulturvergleichend oder historisch von Völkern, die keine Menschenrechte kennen und damit ganz gut leben können?

Sehr häufig gibt der Text auf diese Frage nach der anderen Seite seiner Aussage keine oder keine eindeutige Antwort. Aber dann muß man ihm mit eigener Imagination auf die Beine helfen. Skrupel im Hinblick auf hermeneutische Vertretbarkeit oder gar Wahrheit wären hier fehl am

Platze. Es geht ja zunächst nur um ein eigenes Aufschreibesystem, um Suche nach etwas, was zu merken sich lohnt; und um Lesenlernen.

Das führt auf eine weitere Frage: Was macht man mit dem Aufgeschriebenen? Sicher produziert man zunächst weitgehend Abfall. Wir sind aber so erzogen, daß wir von unseren Tätigkeiten etwas Nützliches erwarten und anderenfalls rasch den Mut verlieren. Man sollte deshalb überlegen, ob und wie man die Notizen so aufbereitet, daß sie für späteren Zugriff zur Verfügung stehen, oder dies einem zumindest als tröstende Illusion vor Augen steht. Das erfordert einen Computer oder einen Zettelkasten mit numerierten Zetteln und ein Schlagwortregister. Das laufende »Unterbringen« der Notizen ist dann ein weiterer Arbeitsvorgang, der Zeit kostet; aber auch eine Tätigkeit, die über die bloße Monotonie des Lesens hinausgeht und, gleichsam nebenbei, das Gedächtnis trainiert.

Aber wir hatten die Überlegungen ja anlaufen lassen unter der Fragestellung: Wie lernt man das Lesen wissenschaftlicher Texte? Die Antwort lautet nur, daß dies weitausgreifende Rückgriffe auf schon Bekanntes, also Langzeitgedächtnis erfordert. Dies bildet sich nicht von selbst. Vielleicht ist umformulierendes Schreiben eine dafür geeignete Methode; und dies auch dann, wenn man die Hoffnung auf wissenschaftliche Produktivität noch etwas hinausschieben muß.

Dies könnte ein Anlaß sein, daran zu erinnern, daß die Textsortendifferenzierung, mit Hinweis auf die wir unsere Überlegungen eingeleitet hatten, überhaupt erst im 18. Jahrhundert entstanden ist. Das gilt für den modernen Roman, für anspruchsvolle (fast könnte man sagen: multimediale) Lyrik, aber auch für die wissenschaftliche Publizistik. Offenbar hat diese Differenzierung in allen ihren Bereichen sich vom Buchdruck faszinieren lassen. Es könnte sein, daß wir jetzt, besonders angesichts der Möglichkeiten, die der Computer bietet, wieder mehr auf die Eigenleistungen des Schreibens zurückkommen müssen.

Aus: Luhmann, N. (2000): *Short cuts*. Frankfurt am Main.